

ANNE LÜCK

VON DER

WAHRSCHEINLICHKEIT,

ZWEI

LEBEN

ZU RETTEN

Siegetitel
digi:talents
Schreibwettbewerb
Romance 2017

digi:
tales

Handy und macht ein paar Fotos aus verschiedenen Winkeln. Ganz Hobby-Starfotografin.

Als sie mir das Handy wieder reicht, sieht sie tatsächlich ein bisschen glücklicher aus. Immerhin.

»Was schreibst du dazu?«

»Etwas über meine anstehende Isohaft.« Ich grinse, aber meine Mutter findet das anscheinend nicht so witzig. Sie zieht die Augenbrauen zusammen. »Nenn es nicht so, Robin.«

Ich zucke nur mit den Schultern, während ich das Foto hochlade. Die Buchstaben des Textes verschwimmen gefährlich vor meinen Augen und ich muss mich wieder an mein Kissen lehnen. »Ist aber doch so. Ich werde für ungefähr zwei bis vier Wochen in einen Raum gesperrt, darf immer nur von einer Person Besuch haben und die Sachen, die ich mitnehmen kann, sind auch beschränkt.«

»Du bist dort, um gesund zu werden, Robin!«, sagt meine Mutter streng.

»Ich weiß.« Das ist es schließlich, was wir alle hoffen. Dass endlich mal irgendetwas hilft. Ich jedenfalls bin seit der Nachricht über meinen Stammzellspender wieder sehr positiv gestimmt. Etwas der verloren geglaubten Hoffnung ist zurückgekehrt.

»Wieso muss der Spender eigentlich anonym bleiben? Können wir seinen oder ihren Namen nicht irgendwie trotzdem rausfinden?«

Meine Mutter schüttelt den Kopf. »Es wird schon seine Gründe haben, dass das so gehandhabt wird.« Ich presse die Lippen aufeinander. Aber was für Gründe sollen das sein? Seit ich von meinem anonymen Spender erfahren habe, will ich nichts mehr, als diesem Menschen zu begegnen. Ihm gegenüberzustehen und zu danken. Mir ist egal, wer er ist. Mann oder Frau, jung oder alt, hübsch oder hässlich. Wenn die Knochenmarktransplantation gelingt, dann wird dieser Mensch mein Lebensretter sein. Der Grund, dass ich noch lebe. Dass ich wieder gesund werde. Eigentlich bin ich schon allein dafür unheimlich dankbar, dass er mir und meiner Familie nach den letzten, furchtbaren Monaten wieder einen Funken Hoffnung gegeben hat.

Verdammt, ich will ihn treffen. Ich muss ihn treffen. Ich WERDE ihn treffen. Noch habe ich keine Ahnung, wie ich das anstellen soll, aber ich weiß, dass mir etwas einfallen wird. Wenn ich mir einmal was in den Kopf setze, dann beiße ich mich auch daran fest.

»Papa und Sam sind da«, sagt meine Mutter, bevor ich die beiden überhaupt hören kann. Ich hebe den Kopf und sehe, wie ihr Lächeln ganz weich wird. Es ist komisch, vor meiner Krankheit waren mein kleiner Bruder Sam und ich typische Geschwister – mit allen Streitereien, Rivalitäten und gegensätzlichen Meinungen zum Leben, die eben dazugehören.

Aber wie es wohl nun mal ist, wenn ein Familienmitglied schwer krank wird: In den letzten Monaten sind wir alle ziemlich zusammengedrückt. Es macht mir nichts aus, dass meine Eltern gefühlt ständig um mich herum sind. Oder dass meine Mutter mir beim Duschen hilft, wenn ich mal wieder einen schlimmen Chemozyklus hatte und kaum aus eigener Kraft vom Bett aufstehen kann. Die Grenzen verschwimmen irgendwie, bis es kaum noch welche gibt.

Genauso hat sich auch das Verhältnis zwischen mir und Sam verändert. Er ist erst acht und damit neun Jahre jünger als ich. Nicht gerade ein Altersunterschied, der dazu beiträgt,

dass man auf einer Wellenlänge ist. Aber seit meiner Krankheit hat sich etwas an ihm verändert. Er sieht mich mit anderen Augen, behandelt mich seitdem ganz vorsichtig und umsichtig. Normalerweise würde man sagen, dass ein Junge in seinem Alter noch nicht unbedingt die ganze Tragweite einer Krebserkrankung versteht. Aber Sam ist schon immer ein kluges Kind gewesen, das schnell Schlüsse ziehen kann. Vielleicht etwas zu schnell. Ich wünsche mir, dass Sam zumindest noch nicht voll verstanden hat, dass diese Krankheit uns auch auseinanderreißen kann. Dass sein großer Bruder von einem Tag auf den anderen auf einmal tot sein könnte.

Die Tür springt auf und Sam stürmt ins Zimmer. Seit meine Eltern ihn selbst entscheiden lassen, was er anziehen möchte, trägt er immer die unmöglichsten Kombinationen. Heute ist es ein kariertes Hemd in Grün, darunter eine kurze Jeans und Ringelsocken in Rot und Weiß. Seine blonden Haare, denen meine früher so sehr geglichen haben, sehen aus, als hätte er seit Wochen keinen Kamm aus der Nähe gesehen.

Aber seine Augen strahlen, als würde er gerade das erste Mal in seinem Leben einen frisch geschmückten Weihnachtsbaum sehen. »Robin!«

»Hey.« Ich spüre, wie mir selbst ein dämliches Grinsen ins Gesicht rutscht. Das ist auch neu. Seit ich krank bin, sehe ich meinen Bruder als einen jungen, zerbrechlichen Menschen an, den ich unbedingt beschützen muss. Vor allem, was die Welt so bringen mag – vor Krankheiten, fiesen Sprüchen in der Schule, gebrochenem Herzen. Ich liebe ihn über alles, auch wenn ich es vielleicht nicht unbedingt so aussprechen würde.

Sam stoppt vor dem Bett ab. Wenn er ins Krankenhaus kommt, um mich zu besuchen, meistens abends, wenn meine Eltern ihren täglichen Schichtwechsel bei mir machen, dann gibt es für ihn nur noch uns beide. Er sieht meine Mutter gar nicht, die neben dem Bett steht, und auch nicht meinen Vater, der ihn hergebracht hat. Er sieht nur noch seinen kranken, großen Bruder, der blass und mit breitem Grinsen in diesem viel zu kurzen Krankenhausbett sitzt.

»Wie geht's dir?«, fragt Sam, bevor er behutsam auf den Rand meines Bettes klettert. Ich ziehe die Mütze vom Kopf und er tätschelt liebevoll meinen Glatzkopf. Ein merkwürdiges, abendliches Ritual, das meine Mutter jedes Mal zum Lächeln bringt.

»Ganz gut. Nur etwas müde.« Ich schiele zur Infusionslösung der Chemotherapie rüber, die immer noch vor sich hin tropft, und wünsche mir, dass die Quälerei bald ein Ende hat.

»Es war ein langer Tag«, sagt er nickend. Sam weiß, dass ich eigentlich den ganzen Tag nur im Bett liege, und er versteht trotzdem, dass ich vollkommen fertig bin. Was für ein kluges, wunderbares Kind.

Hinter seinem Rücken sehe ich, wie meine Mutter meinen Vater nach draußen winkt. Wahrscheinlich tauschen sie auf dem Flur die Neuigkeiten aus: Wie geht es ihm wirklich? Was sagen die Blutwerte? Wie oft war Robin auf dem Klo, wie oft hat er seine Mahlzeiten wieder ausgekotzt?

Ich bin unglaublich froh, dass die beiden sich abgewöhnt haben, diese peinliche Nummer vor mir durchzuziehen. Bei allen verschwommenen Grenzen, das muss nun wirklich nicht sein. Ein paar Funken Stolz habe ich in meinem Körper noch übrig und die wollen nicht mehr hören, wie meine Mutter über das redet, was tagsüber bei mir in der

Toilette gelandet ist.

»Was hast du heute gemacht?«, frage ich Sam und er strahlt sofort bis über beide Ohren. »Wir haben mit der Schule einen Wandertag in den Zoo gemacht!«

Stimmt, davon hat er mir in den letzten Tagen schon ständig erzählt. Heute war also der große Tag. Ich muss über sein begeistertes Gesicht lachen. »Was für Tiere hast du denn gesehen?«

Er sieht mich selbstsicher an. »Alle.«

»Alle?« Ich grinse. »Und welches war das coolste?«

»Die Löwen.«

Natürlich. In seinem Alter fand ich die Löwen auch am coolsten. Die maskulinsten Tiere der Welt, mit ihren dichten Mähnen und dem lauten Brüllen. Trotzdem ist es nicht unbedingt die Antwort, mit der ich gerechnet habe. Auf einmal habe ich ein bisschen Angst, dass er sich völlig verändert, während ich im Krankenhaus vor mich hin vegetiere.

Sam scheint einen Moment zu überlegen. Dann erwidert er mein Grinsen. »Und die Pandas.«

Ich spüre eine Welle der Erleichterung. Pandas sind Sams Lieblingstiere, einige Dinge sind also definitiv gleich geblieben. Sein erstes Plüschtier war ein Panda und jedes nachfolgende musste auch einer sein. Genau wie jede Figur, jedes Buch, jeder Film mit Pandas zu tun haben musste.

Im letzten Jahr hat Sams Panda-Verrücktheit etwas abgenommen und die Plüschtiere mussten Lego und Videospielen weichen. Aber tief innen drinnen ist er immer noch der gleiche Panda-Nerd wie damals, da bin ich mir ziemlich sicher. Noch lange kein cooler Löwen-Teenie.

»Und du?«, fragt er zurück. »Was hast du heute gemacht?«

»Nicht viel.« Ich lehne mich im Bett zurück und verschränke grinsend die Arme hinter dem Kopf. »Nur hier abgehangen, wie immer.«

Sam mustert mich prüfend, um eine Lüge darin zu lesen. Ich lasse mir nichts von meinem Unwohlsein anmerken, weil ich nicht will, dass mein achtjähriger Bruder sich Sorgen um meinen Zustand macht. Schlimm genug, dass meine Eltern wahrscheinlich seit Monaten schon keine einzige Nacht mehr richtig durchgeschlafen haben.

»Du kommst heute in dein neues Zimmer, oder?«

»Richtig.«

»Dann darf ich dich nicht mehr besuchen.« Er wirkt bedrückt und ich wedle sofort mit meinen Händen vor seinem Gesicht herum. »Nur die ersten Tage, Sammy. Wenn alles wieder ein bisschen besser ist, kannst du mich auch besuchen, genau wie Mama und Papa. Dann dürft ihr eben nur einzeln kommen.«

»Okay.« Sam wühlt in seiner Jackentasche und streckt mir dann seine kleine Hand entgegen. »Papa hat gesagt, dass heute der letzte Tag ist, an dem du essen darfst, was du willst. Also habe ich dir deinen Lieblings-Schokoriegel mitgebracht.«

Ich starre auf seine Hand. Der Kokosriegel ist schon ein bisschen in der Wärme seiner Tasche geschmolzen und allein der Anblick der Verpackung dreht meinen Magen um. Verdammte, beschissene Chemo, die mir selbst die Freude an meinen Lieblingsdingen nimmt. »Danke, Sammy.« Ich nehme den Riegel und unterdrücke ein Würgen.

Meine Mutter kommt durch die Tür. »Wir müssen los, Sam. Du hast morgen Schule und musst bald ins Bett.« Sie tritt ans Bett, legt eine Hand auf meine Schulter und drückt mir einen Kuss auf die Stirn. »Ich komme mittags wieder, nachdem ich Sam in die Schule gebracht habe. Wir sind da, wenn die Behandlung losgeht.«

Toll, Nervosität wegen morgen. Hat mir und meinen Magenproblemen gerade noch gefehlt. Ich lächle tapfer. »Gute Nacht, Ma.«

Sam fällt mir um den Hals und drückt mich, als würden wir uns ein paar Wochen nicht sehen. Etwas schwermütig erwidere ich die Umarmung. »Schlaf gut, Sammy.«

»Du auch, Robin. Viel Glück morgen.«

»Danke.«

Ich winke den beiden noch, aber als die Tür hinter ihnen zugeht, lasse ich endlich das unterdrückte Stöhnen raus, das mich schon seit Minuten quält.

»Pa.«

Er versteht, ohne dass ich etwas sagen muss. Mit zwei großen Schritten ist er am Bett und hält mir die Schüssel hin, in die ich mich erbrechen muss. Dabei tätschelt er mir etwas ungeschickt den Rücken. »Hast es fast geschafft, Großer.«

Ja, ich weiß. Die letzte Chemo hat gerade aufgehört zu tropfen. Bis ich wieder aufhören kann zu kotzen, dauert es aber trotzdem noch.

Als ich mich völlig erschöpft zurücklehne, lächelt mein Vater mich etwas unsicher an. »Ich glaube, ich hole uns beiden erst mal einen guten Kaffee.«

Kapitel 3

Kira

Der Wind bläst mir einen kühlen Hauch ins Gesicht, als ich aus dem Fernbus steige und mich erst mal orientieren muss. Heute fahre ich tatsächlich nach Berlin. Die Voruntersuchungen sind alle überstanden, ich habe es tatsächlich geschafft, mich ins Krankenhaus zu quälen und die Prozedur über mich ergehen zu lassen. Heute geht es los. Ich habe ernsthaft noch mal über einen Rückzieher nachgedacht, als ich erfahren habe, dass ich die Tickets für den Fernbus selbst buchen muss. Irgendwann zahlt die DKMS das zwar angeblich zurück, nur davon werde ich wohl nichts mehr haben. Aber was tut man nicht alles für ein letztes (oder einziges!) gutes Werk?

Während die anderen Gäste darauf warten, dass der Fahrer die Klappen zum Stauraum öffnet und sie an ihre Koffer kommen, hüpfte ich über den Bordstein und entfernte mich in Richtung der Leuchttafel. Ich muss mir nach gut vier Stunden unbequemen Sitzens ganz dringend erst einmal die Beine vertreten. Außerdem habe ich nichts von zu Hause mitgenommen, außer meinem Portmonee, einem Buch, das schon seit Ewigkeiten ungelesen in meinem Regal steht, und einer Schachtel Zigaretten. Und das hat alles wunderbar in meinen kleinen Marienkäfer-Rucksack gepasst. Zu meiner Verteidigung: Ich habe das Ding seit meiner Einschulung und danach bestand nie die Notwendigkeit, einen neuen Rucksack zu kaufen. So etwas wie Urlaub gab es im Heim nicht. Und mittlerweile bin ich an einem Punkt in meinem Leben angekommen, an dem es mir vollkommen egal ist, ob die Leute auf der Straße mich anstarren.

Das tun sie zu meiner Überraschung nicht, auch als ich an der kleinen Bäckerei vorbei über den Busbahnhof zur Straße laufe, um nach der U-Bahn zu suchen. Vielleicht liegt es daran, dass sie aufgrund meiner geringen Körperhöhe denken, ich wäre ein Kind. Vielleicht liegt es auch daran, dass das hier Berlin ist und nicht mehr Greifswald. Hier kriegen die Menschen wahrscheinlich schrägere Gestalten zu sehen als eine Achtzehnjährige mit einem Marienkäfer-Rucksack.

Es ist das erste Mal, dass ich in Berlin bin. Und um ganz ehrlich zu sein, kann ich es immer noch nicht glauben, dass ich WIRKLICH hier bin. Dass ich tatsächlich nach Ewigkeiten meine Wohnung verlassen habe. Um einem anderen Menschen das Leben zu retten. Oder es zumindest zu versuchen.

In den letzten Tagen habe ich jedes Mal beim Aufwachen gedacht: »Das ist Irrsinn, Kira, du musst die Frau von der DKMS anrufen, dass du das nicht machen kannst.« Die Wahrheit ist: Ich habe Angst.

Gestern, als ich mit der zuständigen Ärztin telefoniert habe, die mich vorab kurz über die verschiedenen Methoden aufklären wollte, war ich kurz davor zu schreien. Oder aufzulegen. Aus irgendeinem Grund habe ich es nicht getan. Ich habe zugehört, auf ihre Fragen geantwortet und nachgehakt, wenn ich etwas nicht verstanden habe. Dann habe ich